

Nr. 20. Bromberg, den 27. Januar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

(7. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Frau Hefesand glättete die empörten Wogen ihrer Miene und lächelte sauer:

„Du kannst einen aus der Haut springen lassen!“ Und sie erwiderte die Verneigung Dr. Weibezahls mit übertriebener Freundlichkeit. „Dr. Weibezahl grüßt — willst du nicht danken?“

„Ach, dieser sentimentale Schieber!“

„Wirst du wohl! Der Mann ist eine allererste Partie!“

„Nicht für mich!“

„Du hast wie jedes Mädchen die Pflicht, einen braven Mann zu heiraten, ihm die Wirtschaft zu führen — — —“

„Und ihm ein Rudel Kinder zu verehren. Jedes Jahr eins, in Schaltjahren zweie! Freibleibend! Danke!“ Mimi warf die Zigarette mit elegantem Schwung fort.

„Woran du immer gleich denkst!“

„An die Liebe!“

„Das findet sich! Heirate erst mal!“

„Und meine Kunst?“ Mimi nahm eine tragische Miene an.

„Als ob du es auf der Bühne jemals zu etwas bringen würdest! Nein — wer mir das an deiner Wiege gesungen hätte, die ich immer rein gehalten habe! Hat sich Fidikuk noch nicht erklärt?“

„Pe — dieser Schaute!“

„Er gefiel dir doch so gut!“

„Und er gefällt mir nicht mehr — basta!“

„Unbegreiflich! Ein so wohlanständiger Jüngling — ein so begabter Dichter!“

„Keine Spur von Talent! Das sagst du nur, weil du sein expressionistisches Gestammel nicht verstehst. Ha! Wenn ich mich noch an das Gedicht erinnere, das er mir gemacht hat — —“

„Oh“, rief Cornelia entzückt und drehte das Weiße der Augen nach oben, „er hat dir ein Gedicht gemacht. Das ist ernst. Mit Gedichten fangen die Schüchternen immer an. Dein guter Vater sagte mir auch einst durch die Blume, daß er mich zum Weibe begehre. Warte mal, wie war es nur gleich — — —“ Sie dachte nach. „Ja — so war's!“ Und sie deklamierte: „Darf ich wagen, dir zu sagen, daß für dich mein Herz will schlagen? Sei mir gnädig, ist es nötig, daß zwei Menschen ewig ledig? — So war's. Ich habe sehr geweint!“

„Kein Wunder“, bemerkte Mimi doppelsinnig. „Da bleibt kein Hühnerauge trocken!“

„Und was dichtete dir Herr Fidikuk?“

Mimi setzte sich in Positur, stützte den Arm aufs Knie und das Kinn in die Hand, während sie mit dumpfem Blick starrte wie die Orska als Lulu. Und sie tragierte die Verse Fidikuks: „Traum funkelt Nacht — Kuß jauchzt auf deinen Brüsten! Umfacht von lohen Lüsten schreit weißer Glieder Pracht — — Begierde wacht!“

Frau Hefesand zappelte vor Entrüstung.

„Er wagte es wirklich, dir eine solche ekelhafte Schmutzerei zu schicken?“ jappste sie.

„Reg dich nicht auf! Wenn er mich geheiratet hätte, hättest du gegen das Gedicht nichts einzuwenden gehabt!“

„Ganz was andres! In der Ehe kann ein Mann dichten, wie er will!“

Fernes Hupengedröhn unterbrach das erbauliche Gespräch.

„Eh — la diligencia!“ rief Jacinto und sprang auf.

„Nu werden wir ja sehen, ob Ihre Donna kommt!“ meinte der Major, und lachte dröhnend, die zerkaute Zigarre zwischen gelben Zähnen. Dr. Weibezahl erhob sich und sagte, er würde ein bißchen den Damen Hefesand Gesellschaft leisten.

In scharfen Kurven, den Berg hinauf zum Vorplatz des Hotels knatterte das riesige gelbe Auto. Der Schalthebel knirschte, die Bremsen kreischten, und plötzlich hielt der Wagen. Er bedeutete die Sensation des Tages, heute mehr noch als sonst, weil man wegen des Streiks nicht damit gerechnet hatte, daß er noch verkehren würde. Fast alle Gäste des Hotels, in der Mehrzahl Damen jedes Alters, standen und saßen auf den Veranden und im Garten und verfolgten das Schauspiel, das bei neuankommenden Gästen immer wieder interessierte. Wenn sie allerdings erwartet hatten, heute besondere Spannung zu erleben, so war das ein Irrtum, den schon ein Blick auf das Automobil berichtigen mußte. Auf dem breiten Dach, inmitten des Eisengitters stand nur ein eleganter gelber Koffer, und daneben lag armselig und untergeordnet ein kleines graues Segeltuchköfferchen.

Nur eine Dame und ein Herr stiegen aus. Der Herr machte mit seinem äußerst bescheidenen Sommermantel, dem zerdrückten Filzhütchen und der in Stahl gefaßten Brille überhaupt keinen Eindruck. Hier lag offenbar ein Versehen vor, und weder der hünenhafte Hausdiener in seiner schwarz-braun gestreiften Ärmelweste, noch der elegante Portier in seinem bordeauxroten Gehrock, und auch schließlich der kleine Page im gelben kurzen Röckchen nahm von ihm irgendwelche Notiz. Er trippelte mit den kleinen, hastigen Schritten der Kurzsichtigen die imposante Treppe hinauf, ging eilig und von niemand beachtet durch die gläserne Windschutztür in die Empfangshalle und legte einem dort amtierenden Herrn im tadellosen Gehrock ein grünes Heftchen vor, das aus 30 perforierten Blättchen bestand, auf denen zu lesen war: Gut für 150 Schilling! Internationales Palast Hotel, Schloß Adlersgreif.“

Obwohl der Betrag von 4500 Schilling bereits durch die Lotterie zum Besten abgebauter Privatbeamter an die Kasse des Hotels gezahlt war, nahm man den glücklichen Gewinner wie einen äußerst lästigen armen Verwandten aus der Provinz auf und wies ihm ein Zimmer im vierten Stock an, das im allgemeinen einem Pensionspreis von 50 Schilling entsprechen mochte. Daß der Ankömmling sich als „Dr. Hüngerl, Privatgelehrter aus Berlin“ bezeichnete, trug keineswegs zu seiner Rangerhöhung in den Augen des eleganten Empfangschefs bei.

Inzwischen hatte Jenny das Aufsehen erregt, das eine so reizende Erscheinung erwarten durfte. Ihr Gepäck war im Nu versorgt, und ein vorbildlich angezogener Ober-Kellner bemühte sich um sie, wie ein Zeremonienmeister um seine junge Fürstin. Neben dem Major stand Jacinto und trat aufgeregt von einer Gummisohle seiner Tennisschuhe auf die andere. Er hatte seine rechte Hand in den Arm des Majors gekrallt und hörte nicht auf, zu flüstern: „Santa madre del Paz — was habe ich gesagt? Meine Ahnungen!“ Und der Major mußte zugeben, daß sich die Prophetie des „Schlangenbändigers“, wie er Jacinto bei sich nannte, auf das Wunderbarste erfüllt hatte.

Auch die anderen Gäste, vor allem die Damen, wobei Frau und Fräulein Hefesand nicht auszunehmen sind, widmeten Jenny ein erstauntes und, fast könnte man sagen neiderfülltes Interesse. Wäre Jenny nicht durch die mehr als

aufreibenden Ereignisse der letzten Tage abgehärtet worden, so hätte sie sich in diesem Spalier von Blicken jeder Art verlegen gefühlt. Aber die einander überstürzenden Ereignisse und nicht zuletzt das Gespräch mit Herrn Hüngerl hatte sie von der Wirksamkeit ihrer Person bereits dermaßen überzeugt, daß sie mit der vorbildlichen Haltung einer großen Dame die Halle des Hotels betrat und mit kühlem Blick die Höflichkeits-Bezeugungen des Empfangschefs quittierte, der sie nach ihren Wünschen fragte. Er wies ihr sofort das Appartement Nummer 8, bestehend aus einem kleinen Salon, Schlafzimmer, Bad und Vorraum an und schob ihr mit der einen Hand den Meldezettel zu, während er ihr mit der anderen seinen eigenen goldenen Bleistift kredenzte. „Darf ich gnädige Frau um die Eintragung bitten!" Und er verharrte, vorgeneigt, den tadellos frisierten Kopf zur Seite gesenkt.

Hm! Jetzt war guter Rat teuer. Durfte sie sich als „Jenny Wichler, Probierdame aus Berlin" eintragen? Durfte sie in dieser eleganten Karavanserei eine Maske lüften, an die sie sich bereits gewöhnt hatte — die Maske der Dame von Welt auf Reisen? Durfte sie es darauf ankommen lassen, mit niederträchtiger Höflichkeit hinauskomplimentiert zu werden? Wenn sie die Möglichkeit gehabt hätte, einen Zug zu besteigen und zu entfliehen — vielleicht. Aber sie befand sich in Notstand, sie hätte nicht gewußt, wohin sie ihr, ach!, so müdes und erschöpftes Haupt zur Ruhe betten sollte, wenn sie nicht hier ein Unterkommen fand, das ihr über die Zeit des Streiks hinweghalf. Und durfte sie es wagen, sich als lediges Fräulein auszugeben? Wie sollte sie sich gegen gewisse Zudringlichkeiten schützen, denen man als Dame hier ganz besonders ausgesetzt war — nach den Blicken zu urteilen, die ihr vorhin gefolgt waren? Nein — alles kam darauf an, einen Eindruck zu erwecken, der vor Unannehmlichkeiten jeder Art schützen mußte. Und sie schrieb mit fester Hand in den Meldezettel: Frau Generalkonsul Pasada aus Berlin, wel sie sich erinnerte, diesen Namen in dem Eisenbahnroman gelesen zu haben.

Der Empfangschef verneigte sich nochmals, legte den Meldezettel mit liebevoller Ehrfurcht beiseite und geleitete Jenny selbst zum Fahrstuhl und dann weiter in ihr Appartement, das an behaglicher Eleganz nichts zu wünschen übrig ließ und eine kleine Terrasse hatte, von der man weit ins Land sehen konnte, über kurzstämmige Wälder in die Majestät der Berge.

Fünf Minuten später wußte man, wer die Dame sei, und Jenny hatte richtig gedacht, wenn sie die Wahl des verheirateten Pseudonyms für glücklich gehalten hatte.

„Generalkonsulin Pasada!" berichtete der Major und nahm innerlich Stellung. „Was ist Ihnen?" fragte er Jacinto, der bei diesem Namen zusammengefahren war.

„N . . n . . nichts, o, rein gar n . . nichts!" erklärte er. „Mir war nur so — — —"

„Mir ooch, alter Lassoschwinger!" dröhnte der Major und hieb dem kleinen Jacinto eine Reiterfaust auf die Schulter, daß er zusammenknickte. „Hier wird wohl noch manchem „so" sein, denn um die kleene Frau wird 'ne scharfe Pace geritten werden, oder ich will Patronen fressen!"

„Pasada? Generalkonsulin?" fragte Frau Hesesand spitz, als Dr. Weibezahl den Namen der Neuangekommenen verraten hatte. „Ich weiß nicht — sie schien mir ein bißchen jung für so großen Titel!"

„Sie könnte die zweite Frau — — —"

„Merkwürdig, wie rasch die Männer berechtigte Verdachtsgründe zu entkräften wissen, wenn es sich um eine zweifelhafte Erscheinung weiblicher Natur handelt!" höhnte Fräulein Mimi und erhob sich.

„Aber, mein gnädiges Fräulein," protestierte Dr. Weibezahl, „Sie können doch unmöglich prima vista — —"

„Prima vista? Schau, schau, wie rasch Sie spanisch lernen! Aber die Dame sieht trotz „Pasada" wie eine waschechte Berlinerin aus!" meinte Frau Hesesand so kühl, daß Weibezahl sich mit kurzer Verneigung beurlaubte und zu seinen Freunden ging.

Mimi war inzwischen durch den Hotelgarten auf die Fahrstraße gegangen und links in einen wunderbar kühlen, tannenduftenden Waldweg eingebogen. Sie schritt auf dem weichen, federnden Boden gedankenvoll dahin und überlegte ernstlich, ob es Zweck hätte, die Chance Weibezahl oder Fidikuk weiter zu beachten und zu fördern. Gegen Weibezahl sprach, insoweit er als Ehemann in Betracht kam, eigentlich nicht viel. Er stellte den bequemen Durchschnitt des Gatten dar, dem die Frau genügt, die durch mondäne Haltung und eine gewisse Nonchalance, die man originell finden würde, in der Gesellschaft der Shimmitänze und Starpremieren den Mann zu einer trefflichen Folie und sich selbst zu einem interessanten Vordergrund macht. Was Weibezahl an Kultur, Geist, ja sogar an Intelligenz fehlen mochte, ersetzte er durch gute Manieren, lautloses Wesen und vor allem durch Geld.

Geld aber war zweifellos das große Minus in Francis Fidikuks Existenz. Zwar sah der junge Mann, gut gekleidet und würdig auftretend, ganz so aus, als verpulvere er ein kleines Erbe mit fruchtlosen dichterischen Exzessen und Sentimentalitäten, um nicht zu sagen Weltschmerz. Aber vor zwei Wochen noch hatte er ein schönes Balkonzimmer im ersten Stock und schickte Mimi hin und wieder einen Blumenstrauß oder das neueste Buch der expressionistischen Literatur („gedruckte Epilepsie" nannte Mama Hesesand diese Elaborate). Dann zog Herr Fidikuk in den zweiten Stock, bald darauf in den dritten, und seit vorvorgestern hatte er ein ganz kleines Zimmerchen im vierten Stock, mit dem Blick auf eine öde Felswand, ein Gelaß, wie man es einem schlechten Chauffeur anweist. Von Blumen und Büchern keine Rede mehr. Je höher einer zieht, desto tiefer hängt sein Geldbeutel, und wenn auch Francis den häufigen Zimmerwechsel damit entschuldigte, daß es ihm überall zu laut sei, so war die Fadenscheinigkeit dieser Erklärung deutlich genug. Materiell war also Francis in keinem Atem mit Weibezahl zu nennen, aber wenn Mimi an Fidikuks hübschen Mädikopf, an seine schwärmerischen Augen und die romantischen Mundwinkel dachte, wenn sie ihn bei aller Verstiegenheit doch für einen interessanten Geist hielt, und wenn schließlich ihr aufs Dramatische gerichteter Sinn in einem Herzensbund mit dem Dichter spannende Konflikte witterte, so war sie eigentlich schon entschlossen, ihn — Widerruf vorbehalten — dem anderen vorzuziehen. Schließlich eilte die Sache ja nicht, obwohl ihre Eltern nicht mit bitteren Bemerkungen sparen würden, wenn sie auch aus dieser Sommerfrische ohne Verlobungsring zurückkehren sollte. Ein Glück, daß sie schlimmstenfalls den Engagementsantrag nach Finsterbusch im Teutoburger Walde hatte, wo der Direktor des Stadttheaters sie auf Empfehlung ihres Lehrers zum Herbst anstellen wollte. Aber das wußten die alten Hesesands nicht.

„Weiße Hand auf schwarzer Klinke nächtiger Gedanken!" tönte es hinter ihr in weicher, zögernder, melancholisch singender Stimme. Sie fuhr erschrocken herum. Fidikuk!

„Nächtig?" lachte sie. „Hm — ich grübelte ein bissel an meiner Zukunft herum!"

„Zukunft klingendem Schicksals-Glocken hinter blauen Wolken!" Francis strich mit langen, blassen Fingern durch die Strähnen seines wallenden Haares.

„Sie kommen wohl eben vom Dichten?" Fidikuk hatte Ekel um die Lippen. „Grämliche Fratzen kümmerlichen Alltags in Grunenträume. — Pah — dichten!"

„Weil man Sie heute mal ganz besonders schwer versteht. Wie 'ne Telephonleitung im Sturmwind. Ach, mein lieber Herr Francis, was könnte aus Ihnen werden, wenn Sie vernünftige Sachen schreiben würden!" Und sie seufzte ein wenig, denn sie dachte an die Honorare und Tantiemen berühmter Nicht-Expressionisten.

„Schreiben überhaupt? — Seele in Fetzen gesträhnt —"

„Schon gut, aber — — —" Sie verstummte, denn sie konnte ihm ja unmöglich sagen, daß eine in Fetzen gesträhnte Seele bei aller Hochachtung nicht ausreiche, den häuslichen Herd zu heizen.

„Gelangte Raunen glücktosender Sehnsucht an Herzens Schwelle?"

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Francis, aber heute kenne ich mich in Ihren gestammelten Werken gar nicht aus. Was soll an Herzens Schwelle gelangt sein?"

„Letzter Verzückung unerfüllter Rausch!"

„Deutsch bitte!"

„Verse!" Fidikuk senkte verschämt das Haupt.

„Ach so? Traum funkelt Nacht — — —"

„Kuß jauchzt — — —"

„Danke — geschenkt! Sie hören ja, daß ich's auswendig kann!"

„O Hirschkuh — Mondes silbernes Gespiel — — —" Fidikuk wollte sich stolz und glücklich der Hand Mimis bemächtigen, aber sie wehrte ihm.

„Hirschkuh? Was fällt Ihnen denn ein? Schließlich darf sich auch ein Expressionist nicht alles erlauben."

„Wo wäre Klang — gleitend aus Natur — dem Ohr Beschimpfung?"

„Ach, Sie meinen, das ist Poesie? Danke, Komma! Da müssen Sie sich andere Kühe aussuchen, mein Lieber! — übrigens: wenn Sie sich beeilen, haben Sie vielleicht Glück. Es ist eine Dame angekommen, eine sehr schöne, elegante Dame mit einem exotischen Namen, ich glaube, die versteht so feinsinnige Ungezogenheiten besser!" Und Mimi, bebend vor Entrüstung, obwohl sie höhnisch zu lächeln versuchte, machte kurz kehrt und ließ Fidikuk stehen, der, den Kopf gesenkt, Trauer in den Augen und beide Hände über der Brust gefaltet, ein Opfer des Unverstandes war, den man in der breiteren Bevölkerung der neuen Richtung entgegenbrachte.

Fräulein Mimi aber eilte geflügelten Schrittes zum Hotel zurück, um Herrn Dr. Weibezahl auf Nummer eins ihrer Herzensliste zu setzen. Sie kam gerade zurecht, um ihn, den Major und Jacinto im eifrigen Gespräch mit Jenny zu er-

blicken, die in einem entzückenden Nachmittagskleid auf der Terrasse saß und ihren verspäteten Fünfuhrtee nahm.

Jenny hatte sich mit Fatalismus in die Situation geschickt, der sie wider Willen in die Arme gelaufen war. Sie fand ihr Appartement wunderschön, den Blick in eine bezaubernde Natur herrlich und die Notwendigkeit, einstweilen den Inhalt des Modellkoffers von Görlitzer und Doppelmann als den ihrigen betrachten zu müssen, hinreißend. Sie verstaute die Schätze sorgfältig in Schränke und Kommoden, legte mit sachkundigem Blick alles heraus, was sie in ihrer Rolle als Generalkonsulin Pasada heute noch brauchen würde und wählte für den späten Nachmittag ein Promenadenkleid, dessen sich Worth und Paquin nicht hätten zu schämen brauchen. Dann säuberte sie sich gründlich von dem Aufenthalt im Gepäckwagen, machte sehr sorgfältig Toilette und ging in die Halle hinab, wo drei Herren nur auf sie gewartet zu haben schienen: das uns bereits bekannte Kleeblatt.

(Fortsetzung folgt.)

Peter.

Die Geschichte eines unberühmten Helden.

Von Hella Hoffmann.

Peter war nach allgemeiner Ansicht der häßlichste Hund. Weil ihm das Schicksal aber sein übles Aussehen, in dem sich alle Hunderassen der Welt getroffen hatten, erleichtern wollte, hatte es ihn noch außerdem dumm gemacht. Er war so dumm, daß er nicht ahnte, wie häßlich er war. Wie sich die häßlichsten Menschen manchmal aus purer Dummheit für wunderschön halten, war es auch mit ihm. Meine Meinung über Peters Schönheit und Geistesgaben war besser als die der anderen, aber sie hatte keine Autorität, denn ich war ein vierjähriges Kind, als ich Peter kennen lernte und stand sozusagen auf derselben gesellschaftlichen Stufe wie der Hund. Wir schienen beide nur geschaffen, um den Erwachsenen im Wege herumzustehen, um von ihnen getadelt zu werden, wenn sie schlechter Laune waren. Ich verstand Peter in jener geheimnisvollen Verbundenheit, die Kinder mit jeder Kreatur eint. Ich wußte auch, daß er nicht so dumm war, wie man ihm nachsagte. Peter und ich hatten nur eine ganz andere Meinung von der Welt als die erwachsenen Menschen. Die glaubten, daß sie nur lebten, um zu arbeiten und um sich zu ärgern. Jeder Stein schien geschaffen, damit sie über ihn stolperten, die Sonne, damit sie ihnen die Stirne verbrenne und die Kinder und Hunde, damit sie an ihnen ihre schlechte Laune ausließen. Peter und ich aber wußten, daß die Welt nur für uns geschaffen worden war. Jeden Stein hatte der liebe Gott auf die Erde gelegt, damit ich ihn fortschleudere und Peter ihn zurückbringe, jede Wiese, daß wir uns auf ihr herumbalgten, jeden Baum, damit wir unter ihm ausruhten, wenn wir uns müde getollt hatten. Dieses grenzenlose Vertrauen zu allem, was es auf der Welt gab, hatten die Erwachsenen verlernt, deshalb hielten sie Peter und mich für dumm.

Mir machte man keinen Vorwurf aus meiner Dummheit, denn ich hatte damals keine andere Aufgabe, als zu wachsen. Für Peter aber hatte die Menschheit andere Pflichten bestimmt: er sollte als Wachthund den Menschen vor der Tücke des Mitmenschen bewahren. Dieser Aufgabe war er nicht gewachsen. Er hatte unbegrenzte Hochachtung vor den Menschen, denen er keinerlei Übeltat zutraute. Er war gut, deshalb hielt man ihn für dumm. Wenn ein Mensch so treuherzig und arglos ist, wie er es war, halten ihn seine Freunde auch für beschränkt. Wenn er bellte, so war es eine Liebeserklärung an die Welt, an die Menschen, an alle Dinge, die ihn umgaben. Selbst die Peitsche half nichts, er blieb in die Welt verliebt. Da gab man es auf und strich ihn aus der Klasse der Hunde, die zu höheren Taten auserlesen sind. Seine Dummheit hatte ihn vor der Kette des Wachthundes gerettet. Peter gehörte einem Bauer, bei dem wir eingemietet waren. Eines Tages stieß er wieder ohrenbetäubendes Gebell aus. Das tat er immer, wenn ein Fremder kam, dessen Ankunft ihn freute, denn er traute jedem Unbekannten nur das Beste zu. Zufällig war es kein Landstreicher, den er so glücklich begrüßte, sondern ein Besucher: ein Professor, der an einem Werke arbeitete, das dazu berufen schien, die Welt wieder um ein Stück vorwärts zu bringen. Der gelehrte Herr blieb bei uns. Natürlich hatte er auch seine Schrullen: so ließ er die vielen klein beschriebenen Seiten aus Sorgfalt nie zu Hause, sondern trug sie immer mit sich herum. Nie sah man ihn ohne die Ledertasche, die sein Lebenswerk bewahrte. Einmal ging der Professor mit meinem Vater spazieren. Peter und ich tollten hinterdrein, erfüllt von unbändiger Freude an allem, was uns umgab. Die Herren waren in ein wissenschaftliches Gespräch vertieft und Vater nahm mich erst bei der Hand, als wir zu einer Brücke kamen, die über einen Wildbach führte. Der Professor ließ sich in seinen Erläuterungen nicht stören, achtete nicht auf den Steg und kam dabei ein wenig aus dem Gleichgewicht. Er stolperte, vermied noch im letzten Augenblick den Sturz, die Tasche aber entglitt seiner Hand und fiel in die schäumenden Wellen. Mit entsetzten Augen sah der Professor sein Lebenswerk fortgerissen, glaubte es verloren für immer. Es wäre nutzlos gewesen, es retten zu wollen, das Wasser war zu reißend. Da machte mein Vater eine Handbewegung: „Peter, such!“

Peter überlegte keine Sekunde. Er hatte zu große Achtung vor den Menschen, um einen Befehl nicht sofort auszuführen. So sprang er in die schäumenden Wellen, die ihn fortrissen und suchte die braune Tasche zu erreichen. Wir liefen am Ufer mit, sinnlos vor Angst und Schrecken. Der Hund kämpfte mehr um die Tasche als um sein Leben. Er erreichte sie und faßte sie mit den Zähnen. „Hierher, Peter!“ rief mein Vater und Peter kämpfte sich mit letzter Kraft bis zum Ufer, die Tasche zwischen den Zähnen haltend. Er erreichte das Ufer, der Professor entriß ihm die Tasche . . . er dachte in diesem Augenblick nicht daran, auch den Hund zu halten. Eine Welle riß ihn mit sich fort. . . . Wir haben den Peter nie wiedergesehen. Ich war lange danach krank vor Schmerz um den Freund. Der aber bekam von seinem Herrn den schönsten Nachruf. Als man dem Bauer erzählte, wie der Hund zugrunde gegangen sei, hatte er seine Dummheit und sein Aussehen vergessen: „So einen Hund wie den Peter krieg ich nicht wieder, Herr Professor,“ sagte er, „er war reinrassig und wie klug er nur war ... den werden Sie mir schwer bezahlen können, denn verkauft hätte ich den nie!“ Zu seiner Frau soll er gesagt haben: „Nie hätte ich gedacht, daß ich mit dem Hund noch so ein Geschäft machen werde. Zehn Hunde kann ich mir für das Geld kaufen. . . . Um den Peter ist mir nicht leid, der war doch zu dumm!“

Das Werk des Professors ist inzwischen erschienen und hat Sensation erregt. Im Vorwort bedankt sich der Verfasser bei allen möglichen Leuten für ihre Hilfe. Nur einen hat er vergessen, ohne den dieses Werk kaum fertig geworden wäre. Aber als ich den Professor einmal traf, begann er von ihm zu sprechen in seiner stillen, nachdenklichen Art: „Er war ein dummer Hund und ist doch eigentlich für die Wissenschaft zugrunde gegangen. Wenn ich mich seiner erinnere, wird eine alte Erkenntnis in mir wach: es ist keiner zu klein, um nicht für eine ganz große Sache etwas leisten zu können. Vielleicht sind wir Menschen für das Schicksal, das die Welt lenkt, nicht mehr, als es der Peter für uns war. Vielleicht befindet es uns auch nicht für klüger als wie den Hund . . . aber vielleicht sind wir da, um zu leben und zu sterben für eine große Sache, die wir ebensowenig verstehen wie der Peter meine Arbeit verstanden hat. Wir müssen uns damit begnügen, nichts zu wissen und unsere Menschenpflicht zu tun, wie er seine Hundepflicht getan hat . . .“

Eine burjätische Geisterbeschwörung.

Von Anita Iden-Zeller.

Im Winter 1913 hat Oskar Iden-Zeller in Begleitung seiner Frau Anita eine Forschungsreise nach Sibirien unternommen. Iden-Zeller und seine Frau hatten sich für einige Zeit in dem ungefähr 120 Kilometer von Irkutsk gelegenen Dorfe Manzurka niedergelassen, das an der Straße liegt, der entlang viele Jahrzehnte hindurch die Karawanen der in die sibirischen Dörfer, Zuchthäuser und Bergwerke Verbannten getrieben wurden, an jener Straße, der Frau Iden-Zeller mit gutem Grunde die Bezeichnung „Der Weg der Tränen“ gegeben hat. In diesem Dorfe Manzurka wurden Iden-Zeller und seine Frau vom Kriegsausbruch überrascht. Unter Verlust aller seiner Habe, seiner wissenschaftlichen Sammlungen, persönlicher Aufzeichnungen und wertvoller Photographien hatte sich Iden-Zeller, der im Jahre 1921 in Irkutsk von seiner Frau sich hatte trennen müssen, und dann noch Furchtbares auf Kamtschatka mitmachte, in die Heimat gerettet. Aber seine Gesundheit war durch die unerhörten Leiden und Strapazen gebrochen. Am 21. November 1925 ist er im Alter von 46 Jahren gestorben. Seine Frau aber hat nach all den abenteuerlichen Schicksalen ein ruhiges Heim bei ihrer in Kanada lebenden Schwester gefunden. Frau Anita Iden-Zeller war es gelungen, ihre während der ganzen Jahre sorgsam geführten Tagebücher zu retten, die dann die Grundlage für das kürzlich erschienene Buch „Der Weg der Tränen. Elf Jahre verschollen in Sibirien“ gebildet haben. Aus dem Inhalt dieser hochinteressanten Aufzeichnungen sei ein Abschnitt

wiedergegeben, in dem Frau Iden-Zeller die Geisterbeschwörung eines burjätischen Schamanen schildert, der sie von Manzurka aus in einem in der Nähe des Baikalsees gelegenen Burjätendorfe beiwohnte.

Wir gingen durch das Dorf. Es war totenstill. Die Blockhäuschen dunkel und traurig. Gegen Abend füllte es sich mit Leben. Burjäten kamen auf ihren hochsitzigen Schlitten aus den entfernten Gegenden. Um das Treiben besser beobachten zu können, traten wir in den Kramladen. Da hatte sich um einen alten Burjäten eine lebhafte Gruppe gebildet. Er war ein Monstrum von Häßlichkeit. Sein Gesicht erinnerte an ein fettes Schaf. Die Nase war groß und breit, die Wangen gedunsen. Ein schütterer, grauer Ziegenbart entstellte ihn noch mehr. Ein nervöses Zucken verzerrte häufig seine Züge und wandelte sein Antlitz in eine groteske Maske. Die Pupillen hatten die Starrheit eines Hysterikers. Sein Schädel war kahl, am Hinterkopf jedoch drehte sich ein winziges Zöpfchen. Er hielt in seiner fleischigen Hand eine Mütze aus Zobelfell mit blauen und weißen Lappen geziert. Daran erkennt man den Schamanen, dessen Seele dem schwarzen Glauben gehört und der gute und böse Geister aus den Lüften wie aus der Unterwelt anrufen und sich mit ihnen in Verbindung setzen kann. Dieser hier war, wie uns die Burjäten ehrfurchtsvoll erklärten, einer der besten und berühmtesten Schamanen.

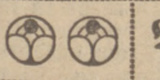
Ich suchte ihn zu überreden, uns eine Seance zu geben und opferte sogar eine Flasche Schnaps. Jedoch der Alte, der fast die ganze Flasche allein austrank und dessen Nase immer breiter und glänzender wurde, saß feist und majestätisch auf einem Stuhl wie auf einem Thron, gab den umstehenden Burjäten kurze und wie es schien, komische Antworten, denn sie lachten jedesmal. Mir ließ er durch einen Burjäten sagen, daß er heute an das Lager des reichen Tschupanow gerufen sei, um die bösen Geister zu beschwören. Aber kein Fremder könne dabei sein, um so weniger eine Frau — da er ein besonderes Opfer zu bringen gedächte. . . .

Als ich am Abend meinen russischen Bekannten von meinem Erlebnis und dem Wunsche, dieser Geisterbeschwörung beizuwohnen, erzählte, hatte ein befreundeter Bankinspektor einen unvergleichlichen Einfall. „Anita Rudolfowna muß sich als Mann verkleiden. Sie wird meinen Gehilfen vorstellen. Kein Mensch wird sie erkennen!“ Mit Eifer nahmen meine russischen Freunde diesen Gedanken auf. In der Zwischenzeit wurde Befehl gegeben, den Schlitten fertig zu machen; denn Tschupanows Haus lag 25 Werst entfernt. Unter Lachen war ich bald als „russischer Beamter“ kostümiert . . .

Als wir im Hause des kranken Tschupanow erschienen, waren bereits viele Gäste versammelt. In der Stube war kaum soviel Platz, daß man durchgehen konnte. Ich trachtete, mich so wenig wie möglich bemerkbar zu machen und drückte mich in den Schatten des großen Ofens, von wo aus ich alles beobachten konnte.

In der Mitte der Stube, vor einem Triangel mit glühenden Kohlen, auf denen Weihrauch brannte, stand der Schamane. Er trug seine Zobelmütze mit den farbigen Lappen und ein phantastischer Mantel aus Hermelin, reich mit Zobel, Iltis und Fuchsschwänzen behängt, hüllte seine Gestalt ein. In den erhobenen Armen hielt er zwei gekrümmte Stäbe, die im unsicheren Licht Leben anzunehmen schienen und Schlangen glichen. Die Beschwörung hatte wohl schon lange begonnen, denn der Schamane hatte eine heiser geschriene Stimme, und große Schweißtropfen fielen von seinem verzerrten Antlitz. Eben hielt er in seinen Beschwörungen inne, während die Tür sich auftat und zwei Burjäten das „Opfer“, ein großes schwarzes Schaf, in die Stube schoben. Und nun geschah etwas Fürchterliches. Dieses Schaf war noch nicht fett genug, um das Wohlgefallen der Götter zu erregen. Man mußte die Götter betrügen und das Schaf aufblasen, damit es möglichst dick erschien. Und in kindlicher Naivität und bestialischer Grausamkeit begannen sie, das unglückliche Tier aufzublasen, so daß es platzte und die blutenden Gedärme heraushingen. Nun machte der Schamane mit gezücktem Dolche seinen Qualen ein Ende. Es war ein höllisches Schauspiel!

Irgendwo in der Ecke röchelte der Kranke. Der Schamane beschmierte dessen Gesicht und Hände mit dem noch dampfenden Blute und tanzte in tollen Sprüngen auf den Kranken zu. Mit seinen Zähnen biß er sich in die Brust des Liegenden, er „sog die Krankheit aus dem Körper“. Plötzlich tönte das hysterische Schlucken des Schamanen durch den Raum. Er kam aus der Unterwelt wieder und trieb nun mit Schreien hinter den Teufeln her. Einen Teufel fand er in seinem Bauche — zog seinen Dolch und durchstach sich selbst. Das Blut rann ihm an den Kleidern herab. (Dies ist gewiß auf ein geschicktes Taschenspielerkunststück zurückzuführen, übte aber auf die Burjäten eine gewaltige Wirkung aus.) Nun waren alle Teufel ausgetrieben. Man zog dem Schaf die Haut ab, während das Fleisch im großen Kessel gekocht wurde. Und während wir vor großen Schüsseln mit dampfendem Schaffleisch saßen und das Schnapsglas immer wieder in der Runde kreiste, während die Burjäten betrunken und lallend überm und unterm Tisch lagen, hauchte der reiche Tschupanow einsam und unbemerkt in diesem Höllenlärm seinen Geist aus. . . .



Bunte Chronik



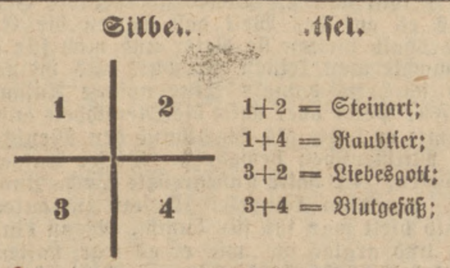
*** Sklavenketten, die neueste Mode.** Frau Mode sorgt doch immer wieder für Überraschungen. So hören wir aus Paris, daß bei der Vorliebe für alles Exotische (siehe Jazz, Negertänze, Negermusik usw.) nun auch der primitive Schmuck der Wilden die allerneueste Sehnsucht der mondänen Frauen geworden ist. Die Pariser Schönen schmücken ihre Arme mit unzähligen Perlenketten und Reifen, die sich dadurch auszeichnen, daß sie eine ganz außerordentliche Breite haben, und die bei den afrikanischen Stämmen als „Sklavenketten“ bekannt sind. Auch Armreifen mit buntem, in allen Farben schillernden Emaill, mit allegorischen Darstellungen, die die immerhin respektable Breite von 10 Zentimeter haben, sind neuerdings sehr beliebt. Man kann sich denken, daß diese Schmuckgegenstände nicht eine Zierde für jede Frau bedeuten, sondern, daß nur große schlanke Frauen mit schön geformten Gliedern diese exotischen Schmuckgegenstände mit Anmut tragen können. Sollten aber auch wohlbeleibte Frauen den Ehrgeiz haben, diese neue Mode mitzumachen, so werden die Sklavenketten wirklich eher den Anschein von Handfesseln erwecken als von Schmuck.

*

*** Dressierte Würmer.** In der Tschechoslowakei wurde eine Reihe Experimente vorgenommen, um zu ergründen, ob die Regenwürmer Gedächtnis besitzen. Die Würmer wurden in eine T-förmige Röhre gebracht, aus der sie nur herauskamen, wenn sie sich rechts oder links wandten. 500 Versuche mit zehn Würmern zeigten, daß sie 259mal links und 241mal rechts krochen. Mit Hilfe eines schwachen elektrischen Stromes, der den Würmern einen leichten elektrischen Schlag versetzte, sobald sie sich nicht in der gewünschten Richtung bewegten, wurden sie schließlich dahin gebracht, daß sie sich regelmäßig nach rechts wandten, sobald sie beim Versuche, nach links zu streben, einen Schlag erhielten, oder umgekehrt.



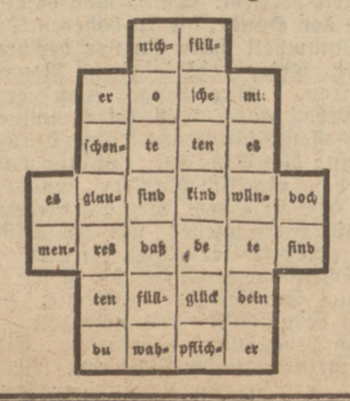
Silbenrätsel.



1+2 = Steinart;
1+4 = Raubtier;
3+2 = Liebesgott;
3+4 = Blutgefäß;

*

Rösselsprung.



Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.